In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 29. Posen, den 5. Februar 1928. 2. Jahrg.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Keithstr. 5.

Der bezwungene Tod.

Roman von August Allan Hauff.

16. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Sie saßen noch spät in der Nacht in ihrer Hotelhalle bei einem schweren Burgunder. Der Herzog rauchte zwei Zigarren, bevor er sich entschloß, ein peinliches Thema anzuschneiden.

„Das Pferd, das du heute geritten hast, heißt „Yester“,“ begann er mit Widerwillen. „Diese Tänzerin ist, soviel ich weiß, bevor sie ermordet wurde, eine deiner Freundinnen gewesen.“

„Sie war nicht eine meiner Freundinnen,“ korrigierte Brée, „sondern sie war meine Freundin.“

Der Herzog nickte. „Du scheinst dich jedenfalls schnell getröstet zu haben, sonst würdest du nicht ein Pferd mit dem Namen einer Toten benennen.“

„Wir haben verschiedene Anschauungen, Vetter.“

„Das sehe ich. Und ich muß dir zu meinem Bedauern sagen, daß ich aus deiner Anschauung Schlüsse ziehe. Für mich ist es absolut nicht erwiesen, ob nicht du selbst deine Freundin erschossen hast.“

Brée wurde ernst.

„Es heißt, daß ein Student der Täter sei. Wo ist aber dieser Mann? Du bist in meinen Augen erst dann rehabilitiert, wenn man den Täter gefaßt hat. Solange besteht immer noch die Möglichkeit, daß du —“

„Aber ich bitte dich! Man hat doch Beweise!“

„Indizien!“

„Bist du am Ende nur nach Berlin gekommen, um mir diese Gardinenpredigt zu halten?“

„Gardinenpredigt ist wohl nicht der richtige Ausdruck, wenn es sich um einen Mord handelt. Im übrigen hatte ich in Berlin geschäftlich zu tun, doch du wirst wohl erlauben, wenn ich dir als älterer Freund meine Meinung sage.“

Brée Gesicht klärte sich wieder auf. „Deine Meinung ist mir sehr wertvoll,“ sagte er höflich.

„Nun also!“ Der Ton des Herzogs wurde milder. „Ich wollte nur sagen, daß ich deine blendende Laune nicht recht begreife. Es sollte vor allen Dingen deine Sorge sein, daß die traurige Angelegenheit völlig aufgeklärt wird.“

Der Baron zog ein zerknittertes Telegramm aus der Tasche. „Bitte, lies.“

Der Silberbart murmelte den Text vor sich hin: „Aussichten für baldige Verhaftung Bransens vorhanden. Soeben eine neue Spur entdeckt. Erwartet weitere Nachrichten. Janotta.“

„Glaubst du immer noch, daß ich der Täter bin?“ fragte Brée und trank den Rest seines Weines aus.

„Wann hast du das Telegramm erhalten?“

„Heute morgen.“

„Wäre es nicht ratsam, wenn du Herrn von Janotta persönlich aufsuchen würdest?“

„Herr von Janotta ist in Venedig.“

„Es gehen Eisenbahnen genug.“

Brée seufzte. Aber bei einer neuen Zigarre überlegte er.

Am anderen Morgen brachte er den Herzog zum Bahnhof und verabschiedete sich von ihm. Dann fuhr er nach Tempelhof weiter und ließ seinen Eindecker startfertig machen. Er landete am Abend in Venedig.

*

„Küß die Hand, gnädige Frau!“ Brée zog den Hut und verneigte sich tief, Brée küßte die Hand. Er begrüßte Liane von Janotta mit jener ausgewählten Höflichkeit, wie es seine Art war. Er hatte sie seit den furchtbaren Tagen nicht gesehen, und sie schien ihm um vieles schöner geworden zu sein. Das war der erste Eindruck, den er hatte. Er fand sie reizend. Er wäre nicht Brée gewesen, wenn er seinen Gefühlen nicht Ausdruck gegeben hätte.

Herr von Janotta, der ihm zuvor etwas steif die Hand gereicht hatte, flocht die Finger zusammen und unterbrach ihn: „Sie sind immer glänzend aufgelegt, Baron Brée,“ sagte er mit kaum verstecktem Vorwurf.

„Ich trage meine Trauer nicht gern öffentlich zur Schau,“ sagte der Baron. „Sie dürfen mir glauben, daß ich in Wahrheit keine ruhige Stunde habe.“

Janotta nickte, glaubte ihm aber nicht. Er hatte das instinktive Gefühl, daß der Besuch des Barons nicht so sehr der traurigen Angelegenheit als seiner Frau gelte. Wie er darauf kam, wußte er nicht; tatsächlich spürte er aber eine leise Eifersucht.

Brée kleidete sich zum Abendessen um und erschien in einem Glanz, den Herr von Janotta mißbilligte. Wieder hatte er das Gefühl, als wenn der Baron unter allen Umständen seiner Frau gefallen wolle.

Janotta war zehn Jahre älter als seine Frau und um zwanzig Jahre erfahrener. Er saß im Aufsichtsrat eines großen Konzerns, verleugnete aber nicht den gewesenen Militär und hatte in Haltung und Sinnesart etwas überaus Korrektes. Es lag ihm fern, seine junge Frau mit Eifersucht zu verfolgen, aber er sorgte sich um sie. Sie war so jung! Sie war so ohne Mißtrauen! Janotta hätte es lieber gesehen, wenn Brée nicht gekommen wäre.

Liane dagegen atmete förmlich auf, als sie diesen strahlenden Menschen sprechen hörte. Seit dem Tode Yesters hatte sie kein fröhliches Wort mehr gehört; die Welt, die sie umgab, war schwarz gekleidet. Niemand wagte zu lachen. Der dreieinhalbmonatige Aufenthalt in Venedig, der kein Ende nahm, schien ihr wie eine Haft zu sein. Janotta dachte aber noch immer nicht daran, nach Berlin zurückzufahren. Und Liane erriet seine Gedanken. Janotta fürchtete sich vor der öffentlichen Meinung. Er fürchtete, daß man sie doch für schuldig halten könne. Er dachte nicht daran, früher die Rückreise anzutreten, als bis der Täter gefaßt war. Da aber jede Spur, die auftauchte, in ein Nichts verlief, so wurde Liane die Zeit sehr lange.

Brée erzählte zwischen den Gängen von seinem Glanzritt auf der Stute, von dem Besuch seines Vetters und gestand mit einem traurigen Lächeln, daß es der Herzog war, der ihn zu dieser Reise veranlaßt hatte.

„Mir scheint, daß Ihr Vetter im Recht war,“ sagte

Janotta nachdenklich. „Es ist richtig, daß weder Sie noch meine Frau vollkommen rehabilitiert ist, bevor das Geständnis Bransens erfolgt ist."

„Wie lange wird dieser Bransen noch auf sich warten lassen?" erkundigte sich Brée.

„Die Dinge stehen nicht ungünstig," berichtete Janotta. „Wie ich Ihnen bereits telegraphierte, besteht die Aussicht, daß Bransen in Kürze gefaßt wird."

„Sie wissen, wo er sich aufhält?"

„Das wäre zuviel gesagt. Aber wir wissen, daß er noch in Italien ist. Es hat sich vor einer Woche ein Mann gemeldet, der gesehen haben will, wie Bransen, den er nach dem Steckbrief wiederzuerkennen glaubt, am kritischen Tage das Hotel Danieli verlassen und den Dampfer nach Chioggia bestiegen hat."

Brée schüttelte enttäuscht den Kopf. „Das ist vor drei Monaten gewesen, Herr von Janotta. Warum hat sich der Mann so spät gemeldet?"

„Er war verreist."

„Und schließlich kann er sich irren," sagte Brée und zuckte die Schultern. „Und selbst wenn er sich nicht irrt, so halte ich es für ausgeschlossen, daß sich Bransen heute noch in Italien versteckt hält."

„Wo sollte er aber sonst sein?"

Brée spielte mit der Zigarettendose. „Es gibt viele Möglichkeiten. Vielleicht ist es ihm gelungen, nach Amerika zu entkommen, vielleicht hat er sich das Leben genommen."

„Nicht wahr, Herr Baron?" sagte Liane, und ihre Augen wurden plötzlich heller. „Auch ich glaube, daß Bransen längst in Sicherheit ist. Vielleicht hat er sich dorthin geflüchtet, wo ihn kein Mensch mehr zur Verantwortung ziehen kann."

„Möglich, aber —", fügte Janotta hinzu, „eine schwache Spur ist besser als gar keine."

Brée schien recht behalten zu sollen. Aus Chioggia kam die Meldung, daß es fast ausgeschlossen sei, den Täter hier zu vermuten. Gleiche Meldungen kamen aus den Orten, die auf der Dampferstrecke nach Chioggia lagen. Und endlich erklärte auch der Mann, der Bransen erkannt zu haben glaubte, daß er freilich keinen Eid darauf leisten könne.

Brée blieb eine Woche in Venedig und langweilte sich tödlich. Herr von Janotta behütete seine Frau wie ein rohes Ei. Als Brée einmal eine Viertelstunde mit ihr allein war, sagte er ihr lächelnd: „Es ist wunderbar, gnädige Frau, wie ähnlich Sie Ihrer Schwester sind. Wenn ich Ihre Hand küsse, dann ist es mir, als wenn ich Yester vor mir habe."

Liane wich seinem Blick aus. Brée fühlte, wie scheu sie war, wie ein Reh.

Er gab dem Gespräch sofort eine andere Wendung: „Hoffentlich sind die Bemühungen der Polizei nun bald von Erfolg gekrönt. Mir fiele ein Stein vom Herzen, wenn es gelänge, Bransen zu verhaften."

Liane blickte zu Boden. „Vielleicht wäre es auch besser," sagte sie langsam, „wenn Bransen verschollen bliebe."

„Wie meinen Sie das, gnädige Frau?" fragte Brée überrascht.

„Ich meine," entgegnete Liane, „daß dieser Bransen ein viel größerer und bedeutenderer Mensch ist als wir alle."

Brée lächelte bestürzt. „Sie treten für ihn ein?"

Liane sann, ihre Augen waren nahezu durchsichtig. „Ich trete gewiß nicht für ihn ein, doch ich verstehe ihn. Es ist das Schönste in der Welt, wenn ein Mann seine Liebe verteidigt."

„Mit dem Revolver in der Hand?"

„Früher tat er es mit dem Schwert in der Hand. Mit dem Schwert ist aber auch die Ritterlichkeit verschwunden. Heute fragt niemand mehr etwas danach, wenn die Liebe zur Untreue wird."

„Sie sehen Bransen als Ritter?" erkundigte sich Brée mit einem verunglückten Lächeln.

„Nein, Baron Brée, ein Ritter ist er wohl nicht." Liane stockte einen Moment. „Wäre er ein Ritter, so hätte er —"

„Was hätte er, gnädige Frau?"

Liane sagte leise: „Dann hätte er Sie erschießen müssen, lieber Brée."

Da auch in der folgenden Woche nichts geschah, was zu Hoffnungen berechtigt hätte, so brach Brée seinen Aufenthalt in Venedig ab. Er flog nach Berlin zurück und kam gerade noch zurecht, um an den Tennismeisterschaften teilnehmen zu können.

*

Bransen kam vom Fischmarkt und schrak plötzlich derartig zusammen, daß seine Knie wankten, und er stolperte. Ein einziger Blick hatte ihn umgeworfen. In dem Strom der Menschen, der vom Dampfer kam, ging Frau von Janotta mit einem Herrn. Bransen war so entsetzt, daß er nicht fliehen konnte, er keuchte nach Atem, und sein Gesicht wurde blau, es war, als wenn er auf der Stelle ersticken müsse. Er sah, wie Frau von Janotta den Fremdenführer heranwinkte, der mit seinen lahmen Beinen herangehumpelt kam und die Mütze zog.

Bransen erinnerte sich später, daß sein erster Gedanke seine Arbeit war. Nicht für sich, für sein Werk zitterte er. Er fror. Er war ganz aus Eis. Er wich langsam zurück, er schritt rückwärts in eine Gasse und blieb wieder stehen. Als sie, die dem Führer die Straße hinauf folgten, vorübergegangen waren, trat Bransen aus seinem Versteck und ging ihnen nach. Er schlich so leise, als wenn ein einziger lauter Schritt ihn verraten könne. Er schlich mit geducktem Kopf die Häuserreihe entlang, sprungbereit. Hier war das Rathaus, das Polizeigebäude. Es war jener Platz, wo sich das kleine Café befand, in dem er seine Abende verbrachte. Bransen hielt den Atem an. Frau von Janotta und ihr Begleiter betraten das Polizeigebäude, während der Führer vor der Tür wartete.

Bransen schüttelte wehmütig den Kopf. Eine letzte Hoffnung zerrann. Es war also endgültig aus. Es hatte keinen Zweck mehr, zu hoffen. Man wußte, wo er war und in welcher Maske er sich versteckt hielt. Das Kartenhaus, das Herolder mühselig aufgebaut hatte, stürzte zusammen. Es fiel ihm ein, daß dies vielleicht der letzte Augenblick sei, zu fliehen. Bransen floh nicht, er war gebannt.

Die beiden kamen nach einer Stunde zurück. Der Führer humpelte ihnen voran; es ging wieder dem Hafen zu. Bransen glaubte schon, daß sie mit dem nächsten Dampfer zurückfahren wollten, doch das geschah nicht. Der Mann, der wahrscheinlich Herr von Janotta war, entlohnte den Führer. Hierauf gingen sie in das Hotel, das neben der Dampferanlegestelle lag.

Bransens Blick war auf den Führer gerichtet, der auf den nächsten Dampfer wartete. Nie war ihm der Greis so widerwärtig vorgekommen. Es war ihm, als wenn dieses humpelnde, schielende Ungeheuer sein ganzes Schicksal verkörpere. Bransen ging einige Male im großen Bogen, von einer rätselhaften Empfindung angetrieben, um ihn herum, dann trat er entschlossen an ihn heran. „He, Signore," rief er mit lauter Stimme.

Der Greis sah auf und legte zwei Finger an die Mütze. Sein Mund verschob sich zu einem häßlichen Lächeln.

„Haben Sie Feuer, Signore?" Bransen stellte sich dicht neben ihn hin und deutete auf die Zigarette. Der Greis hatte Feuer; er reichte ihm eine Streichholzschachtel. „Rauchen Sie auch?" fragte Bransen. Nein, er danke, seit Jahr und Tag habe er keine Zigarette geraucht.

Es war Bransen unmöglich, nur einen Zug zu tun. Er zog den Dampf ein und verschluckte sich, seine Finger zitterten. Er war die Zigarette fort. Er hatte das

untrügliche Empfinden, daß der Greis ihn durchschaue. „Wie geht das Geschäft, Signore?" versuchte er ein Gespräch zu beginnen. Der Führer jammerte. Das Geschäft sei schlecht.

„Vorhin aber," wandte Bransen listig ein, „da haben Sie doch zwei Fremde durch die Stadt geführt?"

„Ja, aber nur ein kleiner Gang und nur ein kleines Trinkgeld."

„Wollten die Herrschaften nicht die Stadt besichtigen?"

Der Greis sah Bransen ins Gesicht und kniff langsam die Augen zu, als vertrage er es nicht, gleichfalls angeblickt zu werden. „Ich habe die Herrschaften zur Polizei geführt, Signore."

(Fortsetzung folgt.)

Die beiden Wachsmasken.

Von Claude Farrère.

Im Jahre 1703 wurde der Herzog von Anjou König von Spanien.

Aus diesem Anlaß fand beim König von Frankreich ein großer Ball statt, Bal paré und Maskenball. Man benützte für dieses Vergnügen Wachsmasken, die sich erst kürzlich irgend ein Gipsmodelleur ausgedacht hatte. Seine Erfindung war übrigens sehr amüsant. Es handelte sich dabei um folgendes: Geschickte Modelleure hatten von allen Gesichtern am Hof einen Abguß genommen, und jeder Teilnehmer mußte sein eigenes Gesicht mit einer so hergestellten Maske bedecken (es waren sehr sorgfältig kolorierte Wachsmasken, die genau mit der natürlichen Gesichtsfarbe des Modells übereinstimmten), und zwar — wohlverstanden — derart, daß eine allgemeine und fürchterliche Verwirrung entstand; daß zum Beispiel Madame de Cossé aussah wie Madame de Brissac und der Graf von Thorne sein Gesicht hinter dem Wachsgesicht des Herzogs von Saint-Simon verbarg. Es war reichlich Anlaß vorhanden für alle Arten von Verwechselungen, sogar für einige bedauerliche Intrigen. Die Zahl der vertauschten Paare war groß, nach dem Fest waren sogar mehrere Ehemänner gezwungen, einige Galane zu fordern. Aber man machte kein Aufhebens von diesem Nachspiel, besonders nicht, weil der König kein Freund des Zweikampfes war.

Auf diesem Feste hatten besonders die Herren von Bouligneux und von Wartigny die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Nachdem sie sich auf dem Fest ungemein amüsiert hatten, fiel ihnen nichts Besseres ein als ein Maskenzug mit Fackeln, vom Schloß aus und durch die ganze Stadt, wo sie Lärm und Skandal machten. Es war wirklich sehr lustig. Am folgenden Tage mußten sämtliche Wachen bestochen werden, damit die Sache nicht vor den Polizeioffizier kam. Es erfolgte auch nichts, außer daß das Renommée der beiden Helden dieses Abenteuers als Maîtres de plaisir wuchs, worauf sie nicht wenig stolz waren.

Das hinderte aber nicht daran, daß im nächsten Jahr, als der Krieg ausbrach, wie jeder weiß, die Herren von Bouligneux und von Wartigny ums Leben kamen, und zwar beide auf höchst erbärmliche Weise: dieser gegen Cavalier in der Languedoc unter dem Marschall von Villars, jener bei Blenheim gegen Marlborough unter den beiden armseligen Tröpfen Taillard und Marsin. Herr von Wartigny wurde übrigens besonders hart vom Schicksal behandelt: er fiel vom Pferd, nachdem ihm eine Musketenkugel die Brust durchbohrt hatte, blieb mit einem Fuß im Steigbügel hängen und wurde von dem scheu gewordenen Tier eine Strecke mitgeschleift, und zwar so, daß er, als man ihn aufhob, nur noch eine unförmige, blutige Masse vor. Etwas mehr Glück in seinem Unglück hatte Herr von Bouligneux: Er wurde auf der Stelle von drei Kugeln getötet, die die Kamisarden aus nächster Nähe auf ihn schossen, als er aufs Geratewohl auf einen Berg in den Sevennen zuritt, von dem ich nicht genau weiß, wie er heißt, was übrigens auch nichts zur Sache tut. Beide Edelherren starben als tapfere Männer, und ihre Nachkommen können stolz sein auf die Namen, die sie ererbt haben.

Aber die beiden Wachsmasken, die man zu ihren Lebzeiten nach ihren Gesichtern gemacht und täuschend ähnlich koloriert hatte — Masken, die damals irgend jemand, ich weiß nicht wer, getragen hatte, was übrigens für die Erzählung auch nicht wichtig ist —, diese beiden Masken wurden in Versailles in irgendeinem Maskenmagazin aufgehoben. So gut, daß man sie ganz unversehrt fand, als, geraume Zeit später, der König irgend einen entscheidenden Sieg feiern wollte, den Herr von Vendome in Kastilien davongetragen hatte (wenn nicht Herr von Berwick irgendwo in Deutschland).

Bei dieser Gelegenheit fand ein großer Hofball statt, Bal paré und Maskenball. Für dieses Fest benützte man wieder die Wachsmasken, die man schon damals gebraucht hatte. Dabei ereignete sich folgendes: Die beiden Wachsmasken, die den Gesichtern der verstorbenen Herren von Bouligneux und von Wartigny täuschend ähnlich sahen, wurden mit dem ganzen Haufen anderer Masken verteilt, gerade so, als ob die beiden Urbilder noch lebten und bereit wären, sich zu amüsieren, indes sie, was ja tatsächlich seit langer Zeit feststand, tot waren und unter der Erde; der eine irgendwo in Flandern, der andere irgendwo zwischen Anduze und Alais.

Zwei sehr ehrenwerte Herren, von Saulx und von Folard, bekamen diese beiden Masken und maskierten sich damit. Das Beste war, daß weder Herr von Folard noch Herr von Saulx die Herren von Bouligneux und von Wartigny zu deren Lebzeiten zu Gesicht bekommen hatten. Die beiden Herren also — ich spreche von denen, die die Maske jetzt trugen — glaubten fest, daß sie die Masken von Unbekannten trügen, und ahnten nicht einen Augenblick die unheimliche Wahrheit, nämlich, daß diese Unbekannten tot waren. Beide, sowohl Herr von Folard als auch Herr von Saulx, waren sehr ausgelassen auf dem Fest. Zuerst fiel niemand etwas auf.

Aber, und jetzt bitte ich Sie, gut zuzuhören: der erste, dem etwas auffiel, war merkwürdigerweise kein Geringerer als der König selbst (ich spreche von Louis XIV.). Gegen Mitternacht, als Seine Majestät durch den Spiegelsaal schritt, blieb der König auf einmal stehen und ließ seinen Blick über das Gewühl von Masken schweifen, die sich beeilten, ihm ihre Reverenz zu machen. Er wandte sich um und sagte zu dem Marquis von Dangeau, der Dienst hatte und neben ihm stand:

„Sehen Sie doch, wieso wagt man es, hier mit einer Totenmaske zu erscheinen?"

Dangeau sah hin und erschrak sehr. Unter der Menge der Wachsmasken, die alle nach lebenden Gesichtern gemacht und täuschend ähnlich bemalt waren, erschien ein unheimliches, grausiges Gesicht; ein hohles Gesicht, grünlich, entstellt, das Gesicht eines Toten. Herr von Dangeau beugte sich vor, sah genauer hin und fing an, heftig zu zittern: in der Maske, die er anstarrte, in der Totenmaske erkannte er jetzt zu seinem großen Entsetzen und unbeschreiblichen Schrecken das Ebenbild des Herrn von Wartigny! Denn er, Dangeau, hatte Wartigny sehr gut gekannt und war seinerzeit sogar mit ihm befreundet gewesen. So bestürzt er aber auch war, Herr von Dangeau vergaß seine Pflicht nicht: er eilte zu der so maskierten Gestalt, zog sie schnell beiseite und sagte ohne Umschweife:

„Mein Herr, ich spreche im Namen des Königs! Wer sind Sie? Wozu diese Leichenmaskerade?"

Herr von Folard erschrak sehr und nahm sofort die Maske ab:

„Leichen . . .?" sagte er, „wie . . .?"

Aber als er dann einen Blick auf die Maske warf, die er inzwischen abgenommen hatte:

„Großer Gott!" rief er, „bei meiner Ehre! Diese Maske war noch soeben ein lebendes Gesicht! Wie durch eine entsetzliche Hexerei ist sie jetzt verwandelt worden, als ob sie bereits im Grabe gelegen hätte!"

Herr von Dangeau blickte Herrn von Folard durchdringend an:

„Mein Herr," sagte er und nahm seine ganze Kraft zusammen, wenn auch mit großer Anstrengung, „mein Herr . . . diese Maske . . . Sie wissen doch zweifellos, daß sie das Abbild ist von . . ."

„Ich weiß nichts!" erwiderte Herr von Folard in gutem Glauben. „Ich weiß nicht, von wessen Abbild Sie sprechen . . ."

„Nun, mein Herr," fiel ihm Herr von Dangeau brüsk ins Wort, „Ihre Maske ist die des verstorbenen Herrn von . . ."

Er war gerade dabei, seine Erklärung zu vervollständigen, den Namen des verstorbenen Herrn von Wartigny zu nennen, einzelne Tatsachen und Daten zu geben, als eine große Erregung sich der Gäste bemächtigte, die bis zu den beiden hindrang und sie unterbrach: am anderen Ende des Spiegelsaales war Herrn von Saulx soeben das gleiche passiert wie Herrn von Folard, jawohl, genau das gleiche. Die Maske, die Herr von Saulx trug und die dem Gesicht des Herrn von Bouligneux entsprach, die auch bis gegen zehn Uhr das Abbild des lebendigen Gesichtes des Herrn von Bouligneux gewesen war, war plötzlich auf höchst unheimliche Weise, sowohl was die Farbe als auch die Form anging, in eine schauerliche Totenmaske verwandelt worden!

Niemand konnte den Vorgang erklären. Er wurde niemals erklärt.

Die beiden Masken, die sofort mit Beschlag belegt wurden, brachte man unter Verschluß und beobachtete sie genau. Sie veränderten sich seitdem nicht mehr. Sie hatten sich schon so sehr verändert, als es nur möglich war, und sie boten jetzt den Anblick zweier sehr alter Totengesichter. Abgesehen davon, daß sie es noch bis zum äußersten trieben und sich in Totenschädel verwandelten, konnte nichts Schlimmeres mehr mit den Masken geschehen. Niemand begriff etwas davon, da es durch Zeugen erwiesen war, daß noch einen Augenblick vor Eröffnung des Balles sich die beiden Herren frisch und rosig maskiert hatten und daß Herr von Saulx und Herr von Folard, die, es sei noch einmal gesagt, die Herren von Bouligneux und von Wartigny keineswegs kannten, in der Zeit von zehn Uhr bis Mitternacht nicht den geringsten Argwohn hatten in bezug auf die grauenhafte Veränderung, die ohne ihr Wissen vor sich ging, als ihre eigenen Gesichter aus Fleisch und Blut die Wachsmasken berührten.

Schließlich befahl der König, daß man nicht mehr davon spreche, und ließ alle Masken, mit denen sich der Hof bei diesem Fest maskiert hatte, vernichten, die beiden unheimlichen Masken — wohlverstanden — mitinbegriffen.

Es ist vielleicht nicht überflüssig, wenn ich hinzufüge, daß die Herren von Folard und von Saulx, unfreiwillige und beklagenswerte Helden des Vorfalls, innerhalb von sechs Monaten vom Leben zum Tode eingingen: Herr von Saulx, beinahe wie damals Herr von Bouligneux, durch drei Schrotladungen, die er auf der Jagd von einem ungeschickten Freund erhielt; und Herr von Folard starb auf eben dieselbe Weise wie Herr von Wartigny; er wurde eines Tages, als ihn das Pferd abwarf, von dem scheu

gewordenen Tier eine Strecke mitgeschleift, da er nur mit einem Fuß aus dem Steigbügel gekommen war und nicht auch mit dem anderen.

Die Leiden des jungen Werther.

Zum 100. Todestag von Charlotte Buff am 16. Januar.

Von **Paul Frei.**

„Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan!" Mit diesen Schlußworten charakterisiert Goethe das Thema und die Grundidee seines gigantischen Lebenswerkes im „Faust".

Wohl nie hat das Wesen der Weiblichkeit, ja weibliche Inspiration im Leben eines Dichters eine solch große, ausschlaggebende Rolle gespielt, wie im Werdegang des Olympiers Goethe. Schon als Schulbub verliebt er sich in ein Wirtshaustöchterlein Gretchen zu Frankfurt, eine Liebe, die durch ihre Aufdeckung und das häßliche Milieu, in der sie sich abspielte, einen Wendepunkt im Leben des Jünglings herbeiführte. Und später, als er die Universität bezieht, sind es immer wieder Frauen, die seine tiefste Leidenschaft erregen und recht eigentlich erst das poetische Genie zum vollen Erwachen bringen. Dazu gehören vor allem Käthchen Schönkopf in Leipzig und in der Straßburger Zeit Friedericke Brion, die liebliche junge Tochter des Pfarrers zu Sesenheim. Elisabeth Schönemann, die Tochter des reichen Frankfurter Bankherrn und vor allem später die Gräfin Charlotte von Stein in der Weimarer Zeit fesseln des Dichters Liebe in hohem Maße.

Aber von allen Frauen, die in Goethes Lebenskreis traten, hat wohl Charlotte Buff den nachhaltigsten Eindruck auf ihn gemacht. Im Frühling war der junge Jurist als Referendar zum Kammergericht der ehrwürdigen, alten Reichsstadt Wetzlar an der Lahn gekommen. Dort lernte er schon bald nach seiner Ankunft bei Gelegenheit eines ländlichen Festes im nahegelegenen Dorfe Garbenheim, Charlotte, die anmutige junge Tochter des verwitweten Amtmann Buff vom Wetzlarer Deutschordenshause kennen. Spontan entflammte seine Liebe zu dem jungen Mädchen und bis an das Lebensende des Dichters kam diese tiefe Zuneigung wohl nie ganz zum Erlöschen. Schon gleich nach dieser ersten Zusammenkunft verkehrte der junge Goethe fast täglich im gastlichen Heim des Amtmanns. Dort im Kreise ihrer Geschwister fesselte den jungen Dichter noch viel stärker das gütige, liebreiche Wesen des schönen Mädchens, und trotzdem er wußte, daß sie dem ebenfalls am Reichskammergericht tätigen Sekretär Kestner, einem braven, feingearteten Manne, verlobt war, so fuhr Goethe doch fort, Charlotte in leidenschaftlicher Weise den Hof zu machen.

Damals verkehrte der Dichter in einem Kreise fröhlicher, junger Leute. Dazu gehörte auch der Legationssekretär beim Kammergericht Karl Wilhelm Jerusalem, Sohn eines braunschweigischen Pfarrers. Wie es in jener Zeit der Schwärmerei- und Liebesleidenschaft wohl häufig genug geschah, so war auch das Herz des jungen Jerusalem in Liebe zu der Frau eines angesehenen Wetzlarer Bürgers entbrannt. Doch die Zuneigung des jungen Mannes wurde nicht erwidert. So lieh er sich von Kestner, Lottes Bräutigam, angeblich zum Schutze auf einer Reise, Pistolen, und erschoß sich in tiefem Liebeskummer am 29. Oktober 1772 zu Wetzlar.

Schon vor diesem traurigen Ereignis hatte Goethe Wetzlar verlassen und war nach seiner Vaterstadt Frankfurt zurückgekehrt. Er hatte das Nutzlose seiner Liebesbemühungen gegenüber Lotte Buff erkannt und war mit blutendem Herzen von der Jugendgeliebten gegangen. Aber sein Herz konnte sich nicht von dem Gedanken an sie trennen. In seinem Zimmer heftete er ihr Bildnis an die Wand, damit er sie stets vor Augen habe. In dieser Stimmung schrieb ihm Kestner von dem Selbstmord des unglücklichen jungen Jerusalem. Diese Nachricht griff tief in die Seele des Dichters. Er glaubte in Jerusalems Schicksal das eigene zu erkennen. Unter solchen Gedanken und erfüllt von unerlöschlicher Liebe zu Lotte entstand dann Goethes berühmter Roman:

„Die Leiden des jungen Werther",

jene tragische Erzählung, die in der damaligen Zeit von Menschen aller Sprachen und Völker mit wahrer Leidenschaft gelesen wurde.

Noch heute sieht man in Garbenheim das Gasthaus, wo der junge Goethe seine innig geliebte Lotte zum ersten Male erblickte. In der ehrwürdigen alten Reichsstadt Wetzlar selbst erinnert eine Reihe von Stätten an den nur wenige Monate währenden und dennoch so sehr bedeutungsvollen und tragischen Aufenthalt des Dichters. Da liegt noch lauschig in den Stadtanlagen der Brunnen, wo der junge Goethe gern saß und mit den wasserholenden Töchtern der Bürger scherzte, da schaut man noch das alte Kammergerichtsgebäude, die Häuser, in denen Goethe und Kestner wohnten, die Wohnung des jungen Jerusalem, wo er sich das Leben nahm. Hinter dem uralten Dom der Stadt führt eine schmale Gasse hinauf zum Hofe des Deutschordens. Dort links vom Eingang steht ein zierliches, kleines Häuschen, die auch in ihrem behaglichen Innern sorgfältig im damaligen Zustande erhaltene Dienstwohnung des Ordensamtmannes Buff. Ein kleines Gärtchen im Stile jener Zeit ladet zum Aufenthalt ein. Dort liebte der junge Goethe seine Lotte, deren Namen er in den „Leiden des jungen Werther" für alle Zeiten verewigt hat.

Am Palmsonntage des Jahres 1775 schon wurde Lotte mit Kestner getraut. Er zog bald darauf mit seiner jungen Frau nach seiner Vaterstadt Celle, wo er als Archivsekretär und später noch als Hofrat bis zum Jahre 1800 lebte. Durch den Roman „Die Leiden des jungen Werther", darin die Gestalt Kestners nicht vorteilhaft in der Rolle des Albert dargestellt war, entstand zunächst ein Zerwürfnis mit Goethe, das aber später beigelegt wurde. Der Dichter hat dann mit beiden Gatten noch lange Jahre hindurch einen regen Briefwechsel unterhalten. Aber erst im Jahre 1816 traf Goethe wieder mit Lotte zusammen. Am 16. Januar 1828 ist sie in Hannover, vier Jahre nach dem Ableben ihres großen Verehrers, gestorben. Aber wie Goethes Namen in das Buch der Ewigkeit geschrieben ist, so wird auch die Erinnerung an seine so tief geliebte Lotte niemals erlöschen.

Bierkrieg.

Vor Beginn der Riga-Offensive lagen preußische und bayerische Truppenteile in einem Waldlager zusammen. Die Preußen lobten die Bayern und liefen in deren Kantine — von wegen dem Biere.

Beides ließen sich die Bayern gefallen, Lob und Durst, den Durst aber nur acht Tage — da wehrte ein Schildchen den Preußen den Eintritt:

„Bier wird nur an bayerische Truppenteile abgegeben!"

Die Preußen lachten und reichten dem Schenkkellner ihre Kochgeschirre wie bisher zum Füllen.

Der wies sie zurück:

„Ihr Preiß'n sauft's mehra wia mia sölba!"

Jetzt versuchten die Preußen mit allerlei Mittelchen den Schenkkellner zu täuschen, und jeder einzelne behauptete, unter Anwendung bayerischer Kraftausdrücke, Recht auf bayerisches Bier zu haben.

„Mia gangst!"

„Wat willste? Bin der jeborne Bayer — woat kann ick dazu, dös ick in Berlin injezogen bin?"

„So, so," sagte der Schenkkellner, „a Bay'r büst? Nacha kannst wohl aa auf'n Fotzhob'ln spui'ln?"

„Ob ick wat kann?"

„Do hast dei Kochg'schirr wieder. Nix da mit Bier. Wör a Bay'r ist, versteht aa die bayerische Sprach!" —

Der nächste trat an den Schanktisch.

Der Schankkellner besah sich seinen Pappenheimer:

„Sag amal nach: er spuilt mit bui G'fui."

Der Berliner spuckte wie ein Lama durch die Gegend.

„So so — er schpült mit pfui pfui —"

Draußen war er. —

Der Dritte steckte nur seinen mit der Feldmütze bedeckten Kopf hinein.

„Dia siech i's am Nasenspitzel aa, dös d' a Preiß bist . . ."

Die preußische Offensive war also kurzerhand abgeschlagen — nur Aujust Wuppke — gebürtig aus Kille-Kille-Pankow und im Zivilverhältnis Rehberger — der kam jeden Tag mit seinem Kochgeschirr voll bayerisch Bier angeschleppt.

„Mensch — wie machst du det bloß. Du sprichst doch janich bayerisch . . ."

„Keene Schpur ick zieh ma 'ne Drillichjacke an, un an meine Mitze kleb' ick 'ne bayrische Kokarde . . ."

Da gingen die „Preiß'n wieder zur Offensive vor.

K. A. Prusz.

Aus aller Welt.

2500 Dollar für die Asche eines Verstorbenen. Ein Ehepaar in Neuyork strengte gegen eine Krematorium-Gesellschaft eine Klage vor Gericht an, weil die Asche ihres im Jahre 1884 verstorbenen Sohnes im Krematorium nicht mehr aufzufinden ist und verlangte dafür einen Schadenersatz von 5000 Dollar. Da ein derartiger Schadenersatzanspruch auch in den Vereinigten Staaten von Amerika noch nicht vorgekommen ist, berieten die Richter lange über den Fall. Schließlich kamen sie zu der Ueberzeugung, daß der Anspruch dem Grunde nach gerechtfertigt sei, daß aber 5000 Dollar zu viel sind. Die Richter verurteilten darauf die Krematorium-Gesellschaft zu einem Schadenersatz von 2500 Dollar.

Das Geheimnis des roten Schnees. Der rote Schnee auf dem 2000 Meter hohen Mount Edward in Britisch-Columbia ist nunmehr wissenschaftlich untersucht worden. Es hat sich gezeigt, daß es sich hierbei um eine kleine Pflanzenart handelt, die dem Schnee ein karmesinrotes Aussehen gibt.

Die Sahara als Binnenmeer? Ein englischer Beamter der Sahara-Ueberwachungsbehörde hat einen Plan veröffentlicht, worin er die Schaffung eines großen Binnenmeeres aus einem Gebiet westlich der Siwa-Oase vorschlägt, die an sich schon unterhalb des Meeresspiegels liegt. Die Ueberflutung könnte mittels Kanals vom Mittelländischen Meere her geschehen.

Fröhliche Ecke.

In Gedanken. „Der Knabe hier auf dem Bilde ist mein Großvater im Alter von zehn Jahren!" — „Unglaublich! Mit zehn Jahren schon Großvater?"

Schulden. Seifensieder hat Schulden. Noch und noch. „Gedulden Sie sich noch," beruhigt er seine Gläubiger, „ich erwarte täglich Geld." — „Von wem?" — „Was weiß ich?"

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.